

BULLETIN
1998 Nr. 5
Fünf Jahre DHI

Inhaltsverzeichnis:

VORWORT

**FÜNF JAHRE DHI WARSCHAU.
FESTAKT AM 15. MAI 1998**

ERÖFFNUNG

**Rede des Vorsitzenden des Stiftungsrates der •Stiftung
Deutsche Historische Institute im Ausland•**

Ministerialdirigent Prof. Hans-Rainer Friedrich

**Rede des Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats
des DHI Warschau**

Prof. Dr. Horst Möller

RÜCKBLICK UND AUSBLICK

Rede des scheidenden Direktors

Prof. Dr. Rex Rexheuser

Rede des designierten Direktors

Prof. Dr. Klaus Ziemer

FESTVORTRAG

Prof. Dr. Janusz Tazbir

**Auf der Jagd nach Europa. Polens Versuche der Angleichung
an den Westen des Kontinents**

Deutsches Historisches Institut Warschau

Öffnungszeiten des Sekretariats

Mo•Fr

8.30 • 16.30

Öffnungszeiten der Bibliothek

Mo, Di, Do

10.00 • 16.00

Mittwoch

10.00 • 18.00

Freitag

10.00 • 13.00

Pałac Kultury i Nauki (XVII p.)

Plac Defilad 1, skr. 33

PL 00-901 Warszawa

tel.: 0(048)22 • 6567181-82

fax: 0(048)22 • 6937006

e-mail: dhi@dhi.waw.pl

VORWORT

Im Mai 1993 begann das Deutsche Historische Institut Warschau seine Tätigkeit. Am 15. Mai 1998 beging es im Palais Staszic im Kreis polnischer Kollegen und Freunde sein fünfjähriges Jubiläum. Bei dieser Gelegenheit wurde der Gründungsdirektor verabschiedet und der Nachfolger in sein Amt eingeführt. Den Festvortrag hielt Professor Janusz Tazbir.

Die Ansprachen des Tages sowie den Festvortrag veröffentlichen wir in diesem fünften Heft unseres •Bulletins•. Wir danken den Rednern für die Druckerlaubnis.

Rede des Vorsitzenden des Stiftungsrates der •Stiftung Deutsche Historische Institute im Ausland•

Ministerialdirektor Professor Hans-Rainer Friedrich

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

es ist mir eine große Freude, Sie heute aus Anlaß des fünfjährigen Bestehens des Deutschen Historischen Instituts Warschau und des bevorstehenden Wechsels im Amt des Direktors als Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung, die das Institut trägt, zu begrüßen. Zugleich überbringe ich Ihnen die besten Grüße der deutschen Bundesregierung.

Als Zeichen der Anerkennung für das Institut werte ich, daß so viele Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Administration anwesend sind, die den Aufbau des Instituts von Anfang an begleitet und die deutsch-polnische Zusammenarbeit in den Geschichtswissenschaften zu ihrer eigenen Sache gemacht haben. Ihnen allen gilt • lassen Sie mich dies sofort zu Beginn herausstellen • besonderer Dank.

Ein Blick zurück: Als Sie, Herr Professor Rexheuser, vor fünf Jahren die Aufgabe übernahmen, hier in Warschau ein Deutsches Historisches Institut einzurichten, war dem eine von Politik und Wissenschaft gleichermaßen getragene, gar nicht einmal sehr lange Vorbereitungsphase vorangegangen. Herausragender Meilenstein war 1991 • also ein Jahr nach der deutschen Einheit • daß der damalige polnische Ministerpräsident Bielecki einem entsprechenden Gründungsvorschlag von Bundeskanzler Kohl sofort zustimmte. Die beiden Regierungschefs griffen damit Bestrebungen auf, die von namhaften Wissenschaftlern in Deutschland und Polen seit längerem vorangetrieben und durch konzeptionelle Beiträge unterstützt worden waren. Die Förderung historisch arbeitender Forschungseinrichtungen im Ausland hat in Deutschland eine bis ins 19. Jahrhundert zurückreichende Tradition. Vor mehr als 100 Jahren wurde in Rom das erste Historische Institut gegründet. Es befaßt sich noch heute in besonderer Weise mit den Dokumenten des Vatikans. Gegenwärtig bestehen Deutsche Historische Institute außerdem in Paris, London und Washington. Sie arbeiten in enger Abstimmung mit den Geschichtswissenschaften des jeweiligen Gastlandes. Leitidee bei alledem ist, daß zu den Irrwegen europäischer Geschichte Unverständnis historisch-politischer Motivationen und mangelnde Kontakte in verhängnisvoller Weise beigetragen haben.

In einem Gutachten für die Bundesregierung stellte 1992 der deutsche Wissenschaftsrat heraus, mit dem Ende der Ost-West-Gegensatzes und nach der definitiven Anerkennung der Grenzen biete sich nunmehr die Chance, anknüpfend an wertvolle wissenschaftliche Ansätze und Vorarbeiten in Deutschland und Polen, die historische Forschung und damit die Verständigung über die gemeinsame Geschichte weiter zu intensivieren. Der Zeitpunkt für die Errichtung eines DHI Warschau als wichtige institutionelle Basis für eine noch intensivere Förderung der Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Geschichtswissenschaftlern erscheine daher sehr geeignet. Der Wissenschaftsrat schlug als Standort Warschau vor und konturierte das Institut bis zum Abschluß seiner Aufbauphase mit etwa je 10 wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeitern. Eine Erklärung führender polnischer Historiker begrüßte die Gründungsabsichten sogleich lebhaft.

Heute können wir mit Dankbarkeit feststellen, daß diese Planungen • trotz zwischenzeitlich gewachsenen Zwängen zum Sparen • nahezu ohne Abstriche realisiert werden konnten. Bitte nehmen Sie dies als ein Indiz für die hohe Priorität der Zielsetzungen des Instituts in der Bonner Politik. Besonders wichtig ist daher, daß auch die daran geknüpften Erwartungen erfüllt oder sogar übertroffen worden sind.

Das DHI Warschau als jüngstes der historischen Auslandsinstitute und einziges im ehemals kommunistischen Machtbereich ist inzwischen nach Abschluß der fünfjährigen Aufbauphase • wenn man einmal von Tradition und erreichtem Bücherbestand absieht • auf gleichem Stand mit den Schwesterinstituten in den westlichen Hauptstädten. Es ist wissenschaftlich voll etabliert und in sein Umfeld integriert. Die Wahl des zentralen Standorts Warschau hat sich dabei in der Praxis als glücklich erwiesen. Freundliche Aufnahme und breite Unterstützung durch polnische Historiker und polnische wissenschaftliche Institutionen in der Hauptstadt und im Lande • z.B. Krakau, Posen, Thorn • sind eine wichtige Bestätigung.

Als besonders erfreulich empfinde ich die intensive Nutzung der Bibliothek des Instituts, vor allem auch seitens polnischer Interessenten. Hier bestätigt sich, daß keine Bibliothek nationales Eigentum ist, sondern allen wißbegierigen Menschen gehört.

Wünschen würde ich mir bei der Würdigung des Erreichten allerdings, daß für das Institut bald ein Rechtsstatus mit steuerlichen und anderen bürokratischen Erleichterungen eingeräumt wird, wie das bei den Instituten in Rom, Paris, London und Washington selbstverständlich ist; Warschau sollte in diesem Vergleich keinen minderen Rang einnehmen.

Daß uns eine gleichrangige Präsenz in Polen sehr wichtig ist, zeigt sich auch daran, daß in Kürze • am 9. Juni • die Außenstelle des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) in Warschau mit einem Festakt eröffnet wird.

Meine Damen und Herren,

die Geschichte Deutschlands und Polens sowohl in ihrer engen Verflechtung als auch in ihrer Einbettung in die europäische Geschichte ist durch vielfältige Gemeinsamkeiten, gegenseitige Bereicherungen, aber auch durch schwere Spannungen und Katastrophen gekennzeichnet. Dies wird im nachfolgenden Festprogramm sicher aus berufenerem Munde mit der gebotenen wissenschaftlichen Fachautorität noch näher und mit Bezug auf die Arbeit des Instituts nachgezeichnet werden.

Die Bundesregierung begrüßt die in den letzten Jahren immer enger gewordenen Kontakte zwischen deutschen und polnischen Historikern. Die intellektuelle und kulturelle Verständigung zwischen Deutschen und Polen ist im Rahmen des Zusammenwachsens von Europa ein Anliegen mit neuer Dimension geworden. Wir freuen uns daher • um ein Beispiel auf einem benachbarten Feld zu nennen • über den guten Anklang, den die grenzüberschreitenden Bemühungen der Universität Viadrina bei den jungen polnischen Studierenden haben.

Ein weiteres Beispiel für die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen den Staaten Ostmitteleuropas ist das soeben begonnene größere Projekt zur Erforschung der Geschichte ausgewählter ostmitteleuropäischer Metropolen. Unter diesen Städten, die durch schon seit Jahrhunderten bestehende multikulturelle Gesellschaften charakterisiert sind, sind bedeutende Städte Polens.

Herr Professor Rexheuser, Sie haben es verstanden, der neuen Einrichtung in einem sicherlich nicht durchgehend problemfreiem Umfeld sehr rasch wissenschaftliches Profil zu geben, es in die polnische Wissenschaft einzuführen, Vertrauen einzuwerben und für einen stimulierenden Rahmen zu sorgen.

Der Aufbau des Instituts hat Ihnen ein hohes Maß an Einsatz und Flexibilität abverlangt. Als Wegbereiter mußten Sie sich häufig zu Lasten Ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit mit vor allem administrativen und organisatorischen Angelegenheiten befassen, die das Amt des Gründungsdirektors nun einmal in besonderem Maße prägen. Wichtig waren Ihnen naturgemäß an sichtbarster Stelle die dringlichen Fragen der Zeitgeschichte und des 19. Jahrhunderts. Sie haben indessen von Beginn an zwei bemerkenswerte zusätzliche Akzente gesetzt:

- Zum einen sollten auch Mittelalter und Frühe Neuzeit im Institutsspektrum vertreten sein.
- Zum anderen kam es Ihnen auf die Einbettung der Geschichte Polens und der deutsch-polnischen Beziehungen in den weiteren Zusammenhang der Geschichte Ostmitteleuropas, Osteuropas und Europas im ganzen an.

Konferenzen, die Fachleute aus mehreren Ländern und Disziplinen zusammenführen, haben Sie als das für solch übergreifende Fragestellungen geeignetste Medium von Anfang an geplant und durchgeführt. Die jährlichen Tagungsprogramme Ihrer Amtszeit belegen den Willen des Instituts zur Kooperation und zeigen die Spannweite seiner Themen in Zeit und Raum.

Sie haben dies alles unter hoher Anerkennung durch die Fachwelt geleistet. Dafür gebührt Ihnen unser aller herzlicher Dank.

Für Ihren nun in wenigen Wochen beginnenden sogenannten Ruhestand wünsche ich Ihnen in wissenschaftlicher wie in persönlicher Hinsicht erfüllte Jahre, in denen sicherlich vor allem musikalische Aktivitäten • gemeinsam mit Ihrer Gattin • wieder mehr Raum als zuletzt einnehmen werden.

Danken möchte ich an dieser Stelle auch den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts, insbesondere Herrn Professor Möller, der schon den Vorsitz im Gründungsausschuß hatte

und dem Beirat von Anfang an vorsitzt. Dem Beirat gehören ausgezeichnete Wissenschaftler aus Deutschland und Polen an. Sein Rat war für das Institut, aber auch für das Ministerium vor allem in schwierigen Situationen stets von großer Bedeutung.

Auch außerhalb des Beirats ist die nachhaltige Unterstützung des Instituts gerade seitens der polnischen Historiker • auf wissenschaftlichem Gebiet, aber auch in Richtung auf die polnische Regierung • besonders herauszuheben.

Ferner danke ich allen aktiven und ehemaligen Mitarbeitern des Instituts für die bisher geleistete Arbeit, die sich als Gesamtergebnis ausgezeichnet sehen lassen kann. Auch der Deutschen Botschaft in Warschau danke ich für die stete Unterstützung des Instituts gerade in seiner Aufbauphase. Es ist gut zu wissen, auf diesen wertvollen Rat und engagierte flankierende Hilfen auch künftig rechnen zu können.

Ihnen, Herr Professor Ziemer, gilt heute ein sehr herzlicher Willkommensgruß. Mit der Leitung des DHI Warschau fügen Sie in Ihrem Lebenslauf der Kette der Stationen mit Polenbezug ein weiteres wichtiges Glied hinzu. Die vielen Kenntnisse, Erfahrungen und Verknüpfungen auf diesem Gebiet werden es Ihnen erleichtern, sich den Herausforderungen Ihres neuen Amtes zu stellen. Sie werden diese Aufgabe nicht nur mit wissenschaftlicher Solidität, sondern auch mit Engagement und Erfindungsreichtum angehen. Dabei wird sich als gute Mitgift für die neue Position erweisen, daß Sie wissenschaftlich nicht nur als Historiker, sondern auch als Politologe ausgewiesen sind. Im übrigen können Sie sich jetzt naturgemäß stärker als der Gründungsdirektor auf das Fachliche konzentrieren.

Was die deutsche und polnische Wissenschaft angeht, bin ich sicher, daß Sie die erforderliche Unterstützung erhalten werden. Eine wesentliche Rolle kommt dabei nach wie vor dem Wissenschaftlichen Beirat des Instituts zu.

Ich wünsche Ihnen für die vor Ihnen liegende Lebensstation wissenschaftlichen Erfolg, eine glückliche Hand bei der Weiterentwicklung des Instituts und persönlich alles Gute.

Meine Damen und Herren: Ich danke Ihnen.

Rede des Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Historischen Instituts Warschau

Professor Dr. Horst Möller

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

•Rückblick und Ausblick• ist das Motto, das der scheidende und der künftige Direktor des Deutschen Historischen Instituts Warschau für ihre Ansprachen gewählt haben. Diese beiden Stichworte gelten auch für die Verabschiedung und für die Begrüßung durch den Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats. Dabei bin ich besonders froh darüber, daß in diesem Fall mit der Verbindung der beiden Festakte kein Problem diplomatischen Taktes entsteht, da die Amtsübergabe problemlos und in wechselseitigem Einvernehmen aller Beteiligten erfolgt. Lassen Sie mich im Anschluß an die Ansprache des Vorsitzenden des Stiftungsrats der Stiftung Deutsche Historische Institute im Ausland, Herrn Ministerialdirektor Hans-Rainer Friedrich, mit dem kurzen Rückblick beginnen.

Zu den zentralen Aufgaben eines Wissenschaftlichen Beirats gehört es, dem Stiftungsrat Vorschläge für die Besetzung von Wissenschaftlerstellen zu machen, an ihrer Spitze für das Amt des Direktors. Die Aufgabe war in diesem Fall von herausgehobener Bedeutung, weil es sich mit der Berufung des Direktors zugleich um die Gründung des Deutschen Historischen Instituts in Warschau handelte.

Der Anstoß zu dieser Gründung ging zugleich von der Geschichtswissenschaft, aber auch von der Politik aus, und doch sind für die Gründung eines Forschungsinstituts die wissenschaftlichen Konzeptionen und Wünsche, so unentbehrlich sie sind, nicht ausschlaggebend, wenn nicht eine politische Entscheidung getroffen wird. Diese Entscheidung hat Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl 1991 getroffen und dem damaligen polnischen Ministerpräsidenten den Vorschlag gemacht, nach dem Vorbild der anderen Deutschen Historischen Institute im Ausland auch in Warschau ein solches Institut zu gründen. Er ging dabei von der Überzeugung aus, daß die geschichtswissenschaftliche Aufgabenstellung für die politische Aussöhnung zwischen Deutschen und Polen unentbehrlich ist. Aufgrund der politischen Übereinstimmung, die die beiden Regierungschefs erzielt haben, wurde dann auf deutscher Seite eine Kommission eingesetzt, der der zuständige Fachreferent des Bundesministeriums für Forschung und Technologie Dr. Bernhard Döll, der mit Forschungen zur polnischen Geschichte ausgewiesene Historiker und Politikwissenschaftler Professor Dr. Georg W. Strobel (Darmstadt) und ich selbst als damaliger Direktor eines Auslandsinstituts, des Deutschen Historischen Instituts in Paris, angehörten.

Wir haben im Auftrag der Bundesregierung im Herbst 1991 in Warschau das Terrain sondiert, und bald darauf ist eine Gründungskommission eingesetzt worden, der mit Professor Wachowiak (Posen) auch ein polnischer Historiker angehörte. Die Gründungskommission war im übrigen auch innerhalb der historischen Disziplinen bewußt interdisziplinär besetzt, also neben Polenhistorikern zählten zu ihr auch Historiker mit anderen Sachgebieten vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Diese Zusammensetzung ergibt sich daraus, daß die Aufgabe der Deutschen Historischen Institute im Ausland nicht allein die historische Erforschung des Gastlandes und der bilateralen Beziehungen ist, sondern daß sie in den jeweiligen Gastländern immer auch als Repräsentanten und Ansprechpartner für die deutsche Geschichte verstanden werden. Der Vielfalt der Aufgabenstellungen entspricht also die nach verschiedenen Fachrichtungen gegliederte Zusammensetzung der Beiräte. Es muß darauf geachtet werden, daß neben auf Polen spezialisierten Historikern auch Osteuropahistorikern mit anderen Schwerpunkten, Mediävisten, Neuzeithistorikern und Zeithistorikern sowie Landeshistorikern mit Schwerpunkt in der deutschen Geschichte oder der Grenzgebiete vertreten sind.

Die Aufgabe der Gründungskommission, deren Vorsitz ich ebenfalls innehatte, war es, sowohl die grundlegenden konzeptionellen als auch die personellen Vorentscheidungen zu treffen. Dies erfolgte im wesentlichen im Jahr 1992, als wir das erste Mal vor der Frage standen, wen wir als künftigen Direktor vorschlagen sollten. Selbstverständlich war dieses Amt, wie die anderen Stellen für Wissenschaftler, öffentlich ausgeschrieben, und ebenso selbstverständlich steht jedes Auswahl- und Entscheidungsgremium vor der Qual der Wahl.

Die Gründungskommission hat sich damals einstimmig für Professor Dr. Rex Rexheuser entschieden. Ich kann heute sagen: Wir sind nicht enttäuscht worden, wir halten auch im Rückblick diese Entscheidung nicht nur für richtig, sondern für einen Glücksfall. Dabei war die Wahl von Herrn Rexheuser insofern nicht ganz selbstverständlich, als sein Schwerpunkt weniger in der polnischen als in der russischen Geschichte lag. So gelten seine großen Monographien folgenden Themen: •Besitzverhältnisse des russischen Adels im 18. Jahrhundert• (1979) sowie •Dumawahl und lokale Gesellschaft. Studien zur Sozialgeschichte der russischen Rechten vor 1917• (1980). Daneben hat er zahlreiche Aufsätze und andere Beiträge zur Sozial-, Verfassungs- und Geistesgeschichte Rußlands vom 17. bis zum 20. Jahrhundert vorgelegt. Aber natürlich hätten wir uns nicht für Herrn Rexheuser entschieden, wenn er nicht auch über die polnische Geschichte gearbeitet hätte.

Von Weimar, wo Herr Rexheuser 1933 geboren worden ist, führte ihn sein Weg sechzig Jahre später nach Warschau. Zwar hat es für die Entscheidung keine Rolle gespielt, doch kann man in gewisser Weise Ort und Zeit seiner Geburt symbolisch deuten. Weimar: Die Stadt steht für die klassische deutsche Kultur, die hier während der Goethe-Zeit ihren Höhepunkt erlebte • eine Kultur, zu der als Wesenselement das Humanitätsideal zählte. 1933, im Geburtsjahr Rexheusers, begann in Deutschland die bis zum Extrem gesteigerte Inhumanität der nationalsozialistischen Diktatur, die im Zweiten Weltkrieg große Teile Europas heimsuchte und in dem Polen zum Opfer der beiden extremistischen Diktaturen (Hitlers und Stalins) wurde. Die Humanität Weimars und die grauenhafte Inhumanität des nationalsozialistischen Regimes bilden also das Spannungsverhältnis, unter das Ort und Zeit das Leben von Rex Rexheuser stellten.

Von solchen Erfahrungen sind nicht nur die Opfer, sondern auch die nachlebenden deutschen Generationen geprägt, zumal die Historiker, also auch Herr Rexheuser.

Sein Lebensweg führte ihn nach dem Studium in Braunschweig und Göttingen nach Erlangen, wo er 1971 promoviert wurde und sich 1977 habilitierte. Dort verbrachte er einige Jahre als Wissenschaftlicher Mitarbeiter, er wechselte in gleicher Funktion an das Nord-Ost-Institut nach Lüneburg sowie als Professor an die Universität Hannover. Ein Lebensweg, der die Brüche des 20. Jahrhunderts spiegelt, der es ihm aber auch erlaubte, verschiedene Berufserfahrungen an Universitäten und außeruniversitären Forschungsinstituten zu sammeln, ein Forscher, der in Einsamkeit und Freiheit tätig war, aber sich auch mit aktuellen Fragen der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte immer wieder konfrontiert sah. Die Gründungskommission gelangte zu dem Schluß, daß Herr Rexheuser für die Aufgabe in Warschau besonders gute Voraussetzungen mitbringt und es zugleich ein Vorteil sei, wenn der künftige Direktor nicht ausschließlich auf die polnische Geschichte zentriert ist, zumal die Tragik der polnischen Geschichte ja ohne die beiden Nachbarvölker, die Russen und die Deutschen, nicht verstanden werden kann.

Natürlich stellt sich für jedes Gremium auch eine andere Frage bei der Auswahl eines Direktors: Wie wird man mit ihm zusammenarbeiten können? Dabei zeigte sich schon bei dem ersten Gespräch, das die Gründungskommission mit Herrn Rexheuser hatte, daß drei persönliche Eigenschaften zu seiner fachlichen Kompetenz und zu seinen beruflichen Erfahrungen hinzutreten: Eine hohe Sensibilität für die Schwierigkeiten und die Herausforderungen, die die Leitung eines Deutschen Historischen Instituts im Ausland bietet, insbesondere aber in einem Land wie Polen, das mit Deutschland in einer so schmerzlichen Geschichte nicht nur getrennt, sondern auch verbunden ist. Dann aber zeigte Herr Rexheuser auch eine ihn auszeichnende und seine ganze Amtsführung bestimmende Verbindung von Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgang und Beharrlichkeit in der Verfolgung von Zielen, die er einmal für richtig erkannt hat. Und selbstverständlich habe auch ich als Beiratsvorsitzender sowohl diese Liebenswürdigkeit als auch die Hartnäckigkeit von Herrn Rexheuser immer wieder kennengelernt.

All diese Eigenschaften sind Herrn Rexheuser beim Aufbau des Deutschen Historischen Instituts zugute gekommen. Wenn der Erfolg bekanntlich auch viele Väter hat • in diesem Fall die beteiligten Personen und Gremien und die Mitarbeiter des Instituts • so kommt das größte Verdienst an der Leistung, die das Deutsche Historische Institut Warschau in nur fünf Jahren von 1993 bis 1998 erbracht hat, doch seinem Gründungsdirektor Rex Rexheuser zu. Für diese große Leistung, die umso höher zu schätzen ist, als Herr Rexheuser zeitweilig gravierende gesundheitliche Probleme hatte, danken der Wissenschaftliche Beirat und sein Vorsitzender sehr herzlich. Wir haben die Zusammenarbeit mit Ihnen, lieber Herr Rexheuser, trotz mancher

unterschiedlicher Vorstellungen immer als sachlichen Gewinn betrachtet und Sie persönlich als außerordentlich angenehm empfunden.

In unserer Zusammenarbeit hat sich auch das verfassungspolitische Postulat jeder Demokratie bewährt, daß alle beteiligten Gremien und Funktionsträger am besten damit fahren, wenn sie ihre Aufgaben und ihre Kompetenzen wahrnehmen: Der Wissenschaftliche Beirat seine Beratungs- und Vorschlagsfunktionen, der Direktor seine exekutive Leitungsaufgabe im Hinblick auf Organisation, aber auch auf inhaltliche und wissenschaftliche Akzentsetzung und Durchführung von Projekten, der Stiftungsrat durch die ihm zustehende Entscheidung über Vorschläge von Beirat und Direktor, die in seine Zuständigkeit fallen. Es hat weder bei der Gründung noch bei der Arbeit des Instituts in dieser Hinsicht Probleme gegeben. Selbstverständlich haben die politischen Instanzen, so unentbehrlich sie für die Gründung des Instituts waren, haben der Bundeskanzler und das Bundesministerium für Forschung und Technologie sowie das für bestimmte Fragen beteiligte Auswärtige Amt die grundgesetzlich garantierte Freiheit der Forschung respektiert. Insofern hat dieses Institut wie alle anderen deutschen Auslandsinstitute auch in voller Freiheit gearbeitet. Mit dem herzlichsten Dank an Herrn Rexheuser für die geleistete Arbeit, die in wenigen Jahren dazu geführt hat, daß das Deutsche Historische Institut Warschau sowohl in der deutschen als auch in der polnischen Wissenschaft einen festen und singulären Platz erobert hat, verbinden wir ebenso herzliche Wünsche für Herrn Rexheuser und seine Frau in den nächsten Jahren. Wir hoffen zuversichtlich, daß Ihr Weg Sie wieder einmal nach Warschau führt und daß Sie im Bereich der deutsch-polnischen Geschichtswissenschaft, aber auch ihrer gesellschaftlichen Verankerung wirksam bleiben werden.

Ein neuer Direktor steht immer vor der zunächst ambivalenten Situation, auf der Arbeit des Vorgängers aufbauen zu können. Insofern will er die Kontinuität wahren. Zugleich aber werden von ihm eigene Akzente erwartet. Anders als in diesem Fall für den Vorgänger gibt es für ihn bereits eine Meßlatte. Für ihn sind also die Worte Rückblick und Ausblick sehr viel konkreter aufeinander bezogen, als es für den Gründungsdirektor selbst gilt.

Bei der Wahl des neuen Direktors sah sich der nun seit der rechtlichen Gründung der Stiftung Deutsche Historische Auslandsinstitute nach dessen Satzung eingesetzte Wissenschaftliche Beirat wiederum vor einer außerordentlich bedeutsamen Entscheidung: Und wie im Falle des Vorgängers, so blieb bei dieser Entscheidung trotz der eingehenden Gespräche, die wir geführt haben, natürlich auch der Reiz des Unbekannten, so daß wir uns manchmal an das ironische Wort von Edgar Faure erinnert fühlten, der bei der Kandidatur eines auch ihm Unbekannten von seinem Nachbarn in der Académie Française, Alain Peyrefitte, gefragt wurde: •Kennen Sie diesen Kandidaten?•, und Faure darauf mit dem ihm eigenen Witz replizierte: •Nein, aber wählen wir ihn doch, dann werden wir ihn kennenlernen.•

Nun, ganz so unbekannt wie dieser Kandidat der Académie Française ist uns Professor Dr. Klaus Ziemer selbstverständlich nicht gewesen, zumal wir uns auch bei ihm vor der Berufung einen Eindruck über seinen beruflichen Weg und sein wissenschaftliches Oeuvre verschafft haben: Klaus Ziemer wurde 1946 in Heidelberg geboren, dort 1977 im Fach Politische Wissenschaften promoviert, und 1985 habilitiert. Er hat Lehrstuhl-vertretungen in Essen, Mannheim, Trier und München wahrgenommen, bevor er 1991 zum ordentlichen Professor für Politikwissenschaften, Vergleichende Regierungslehre, insbesondere Osteuropas, berufen wurde. In seiner Universität hat er zeitweilig auch das Amt des Dekans wahrgenommen. Wenngleich Herr Ziemer im Unterschied zu Herrn Rexheuser kein Vorkriegs-, sondern ein Nachkriegskind ist, hat das, wie wir meinen, seine Sensibilität für zeithistorische Probleme der deutsch-polnischen Beziehungen keineswegs vermindert, zumal er ein ausgesprochener Experte für die gesellschaftliche und politische Entwicklung Polens nach 1945 ist.

Dabei gilt auch in seinem Fall, daß er nicht mit Arbeiten über die polnische Geschichte begonnen hat, was uns wiederum als Vorzug erschien, da der fachliche Horizont eines Historikers, der ein mit so vielfältigen Aufgaben befaßtes Institut leiten soll, gar nicht weit genug sein kann. Die erste Monographie von Herrn Ziemer trägt den Titel •Politische Parteien im francophonen Afrika• (1978). Es folgte 1984 dann ein Buch •Demokratisierung in Westafrika. Die politischen Systeme von Senegal, Elfenbeinküste und Togo nach zwei Jahrzehnten Unabhängigkeit•. Nun werden Sie fragen, was bewegt einen Beirat dazu, einen Wissenschaftler mit solchen Forschungsgebieten

nach Warschau zu holen? Wir haben es mit Hegel gehalten: •Der Weg des Geistes ist der Umweg. Selbstverständlich galt uns Herr Ziemer als ein sehr geeigneter Kandidat für dieses Amt nicht zuletzt deshalb, weil er sich neben seinen anderen Forschungsgebieten auch intensiv mit Polen befaßt hat. So gab er bereits 1986 ein enzyklopädisches Werk mit heraus, das den Titel •Sozialistische Systeme. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft• trägt. Er hat zahlreiche Aufsätze, sowohl politikwissenschaftliche als auch historische zur Geschichte Polens insbesondere nach 1945 geschrieben. Vor allem aber veröffentlichte er 1987 eine Pionierarbeit, die den Titel trägt: •Polens Weg in die Krise. Eine politische Soziologie der Ära Gierek•.

Ich will hinzufügen, daß Herr Ziemer zahlreiche Kontakte zu polnischen Kollegen hat und daß er an vielen Kolloquien, die er zum Teil mitorganisierte, teilgenommen hat, daß er schließlich immer wieder auch zu kürzeren oder längeren Aufenthalten in Polen gewesen ist.

Der Wissenschaftliche Beirat ist überzeugt, daß Herr Professor Dr. Klaus Ziemer ein vorzüglicher Direktor des Deutschen Historischen Instituts für Warschau sein wird, daß er die Kontinuität, die sein Vorgänger in nur fünf Jahren geschaffen hat, in der Durchführung deutsch-polnischer Projekte, der Etablierung eines Stipendienprogramms, der Gründung wissenschaftlicher Reihen, der Organisation von Vorträgen und Kolloquien wahren und fortführen wird, daß er aber zugleich als Zeithistoriker und Politikwissenschaftler dem Institut seinen eigenen Stil und seine eigenen wissenschaftlichen Interessen vermitteln wird. Auf diese Weise kann das Institut vom Reichtum verschiedener Fragestellungen sowie von den unterschiedlichen persönlichen, beruflichen und wissenschaftlichen Erfahrungen seiner Direktoren am besten profitieren. Auch in seinem Fall hat der Wissenschaftliche Beirat seine Empfehlung an den Stiftungsrat einstimmig gegeben.

Wir sind um so zuversichtlicher, daß Herr Ziemer sich vom ersten Tag an in Warschau heimisch fühlen wird, als seine Frau Polin ist, er also die besten Voraussetzungen • und gewissermaßen einen existentiellen Zwang • für die polnisch-deutsche Verständigung und die gemeinsame Arbeit mitbringt.

Wir wünschen Ihnen, lieber Herr Ziemer, von Herzen eine erfolgreiche Amtsführung als Direktor des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Ihnen und Ihrer Familie erfüllte Jahre in Polen!

Rede des scheidenden Direktors Professor Dr. Rex Rexheuser

Die ersten fünf Jahre des Deutschen Historischen Instituts Warschau sind für alle, die daran Anteil hatten, außerordentliche Jahre gewesen. Sie hatten es in sich in mehr als einer Hinsicht • im engeren Rahmen des Instituts, im weiteren Zusammenhang der polnischen Gegenwart und vor dem historischen Hintergrund der deutsch-polnischen Beziehungen.

Gründung und erste Schritte einer neuen Institution sind immer ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang, selbst wenn das Risiko gepolstert wird durch Geld, das ein sparsames, aber nicht knauseriges Ministerium alljährlich zur Verfügung stellt. In unserem Fall kam hinzu, daß im Mai 1993 sich kein eingespieltes Team an die neue Aufgabe machte. Fast niemand von uns kannte die anderen, und keiner kannte einen anderen schon gut. Wir kamen aus verschiedenen Universitäten, Berufen und Generationen, bald auch aus verschiedenen Nationen. Leute aus Verwaltung, Bibliothek und Sekretariat mußten sich an Leute aus der Wissenschaft gewöhnen und umgekehrt. Deutsche hatten sich in Polen einzuleben, auch wenn sie mit der Sprache, den Gebräuchen und Verhältnissen des Landes bald mehr, bald weniger schon vertraut waren. Unsere polnischen Kolleginnen und Kollegen blieben zwar zu Hause, im eigenen Land gerieten sie aber in die Fremde, auf eine deutsche Insel im polnischen Meer, auf der sich bald ein malerischer Synkretismus der Sprachen und Verkehrsformen auszubilden begann: Weihnachtsfeiern mit deutschen und polnischen Liedern oder deutsche Geburtstagsfeiern statt der polnischen des Namenstages, aber immer mit dem gesungenen polnischen Glückwunsch, daß die Gefeierten 100 Jahre leben möchten.

Dies alles, dies wenige hätte hingereicht, unserem ersten Jahrfünft den Stempel des Ungewöhnlichen aufzudrücken. Das kleine Abenteuer unserer Anfänge war aber eingebettet in das große Abenteuer der Gegenwart oder besser: Unser Institut selbst ist ein Ergebnis, ein Teilstück, ein Mitakteur dieser Gegenwart und ihrer großen Anfänge. Fünf Jahre sind zwar lang genug, auch dem Ungewöhnlichsten die Spitze zu nehmen und es zu einer Art von Alltag abzuschleifen. Es wird dennoch niemand in unserem Institut, so sehr Herkunft, Alter und Funktion uns unterscheiden, jemals das Bewußtsein verloren haben, daß um uns Unglaubliches geschieht. Eine ganz und gar kommunistische Gesellschaft ist Polen nie gewesen. Wir sind aber ein Beispiel dafür, daß unser Gastland eine sehr liberale, sehr offene Gesellschaft geworden ist. Früher hatten Ausländer einen teils privilegierten, teils diskriminierten, jedenfalls aber einen sorgsam kontrollierten Ausnahmestatus, zumal wenn sie aus dem Westen kamen. Heute leben wir grundsätzlich nicht anders als die Bürger dieses Landes, das heißt, wir dürfen und müssen mit allen unseren Bedürfnissen, Wünschen und Projekten zu Markte gehen. Wenn das Institut zusätzliche Räume braucht oder ein neuer Kollege eine Wohnung sucht, sind sie auf den Immobilienmarkt verwiesen und hängen ab von den Licht- und Schattenseiten seiner Konjunktur. Wenn wir die Themen und Referenten für unsere öffentlichen Vorträge festlegen, haben wir die volle Freiheit der Wahl und das volle Risiko einer Fehlkalkulation. Die Zuhörer bleiben weg, falls niemand sich für Thema oder Referent interessiert. Und wenn wir mit polnischen Kollegen ein historisches Problem diskutieren, ein Forschungsprojekt planen, eine Konferenz verabreden, dann dürfen wir sicher sein, daß wir es nie mit den Sprachrohren eines Kollektivs, den Exponenten eines Systems zu tun haben. Uns begegnen immer Personen, lauter selbständige Einzelne, die sich von keinen anderen Überzeugungen, Interessen und Rücksichten bestimmen lassen, als solchen, die sie allein und jeder für sich zu vertreten haben.

Ansätze zu einer offenen Gesellschaft, ich wiederhole es, hatte schon das kommunistische Polen. Die Geschichtswissenschaft war sogar eine Sphäre, in der sie seit langem besonders ins Auge fielen. Zu voller, atemberaubend schneller Ausfaltung kam aber die polnische Libertät erst seit der politischen Revolution von 1989. Wie das Gründungsjahr 1993 zeigt, setzte sich das Tempo auch bei Konzeption und Gründung unseres Institutes durch. Wir sind unmittelbare Nutznießer des polnischen Umbruchs und ein leibhafter Beleg dafür, daß die innere Freisetzung der polnischen Gesellschaft und ihre weite Öffnung nach außen zwei Seiten ein- und desselben Vorganges sind. Weil Polen sich so weit geöffnet hat, teilen wir diese Erfahrung mit sehr vielen Ausländern und ausländischen Institutionen. Was uns von Holländern oder Japanern unterscheidet, ist unsere

deutsche Herkunft, und von den meisten Deutschen, die seit 1989 nach Polen gekommen sind, unterscheidet es uns noch einmal, daß wir deutsche Historiker sind. Auch unter diesen Gesichtspunkten waren unsere fünf Jahre eine außerordentliche Zeit. Ja, der nationale und der professionelle Aspekt haben noch mehr als alle anderen dazu beitragen, unseren Anfängen die Signatur des Besonderen zu geben. Wäre die Gegenwart nur Sklave der Vergangenheit, könnten die Lebenden nur wiederholen, was die Toten vorgemacht, dann hätten Polen und Deutsche sich niemals verständigt, wäre nie ein Deutsches Historisches Institut in Warschau entstanden. Die letzten 200 Jahre unserer gemeinsamen Geschichte, dieser Alptraum von Leid und Verbitterung, von einseitigem Unrecht und wechselseitigen Verletzungen, hätten jede Annäherung unmöglich gemacht. Daß sie gegen alle Wahrscheinlichkeit gelang, daß Polen und Deutsche sich aus der Umklammerung durch die Geschichte befreit haben und neu beginnen konnten, ist einer der vielen Anfänge unserer Gegenwart und für unsere beiden Völker einer der bedeutendsten. Uns deutsche, in Polen arbeitende Historiker hat dieser Anfang in eine paradoxe, insgeheim dramatisch gespannte Lage versetzt. Mit unserem gegenwärtigen Dasein sind wir Gewinner und Teilhaber der deutsch-polnischen Entspannung, betreiben nach denselben Regeln dieselbe Wissenschaft wie unsere polnischen Kollegen und erwarten, daß sie uns als gleichrangige Partner akzeptieren, wie wir es mit ihnen tun. Der Gegenstand unserer Wissenschaft dagegen, die Geschichte, hält uns zwar zum Glück nicht überall, doch auf weite Strecken im düsteren Feld der polnisch-deutschen Gegensätze fest. Keinem dieser beiden Sachverhalte dürfen wir gestatten, den anderen zu neutralisieren. Die Vergangenheit darf nicht im freundlichen Licht der Gegenwart harmonisiert werden. Die historischen Konflikte dürfen nicht die wissenschaftliche Solidität und Solidarität der Historiker zerstören. Wir müssen versuchen, die Spannung auszuhalten. In unserem ersten Jahrfünft jedenfalls ist sie spürbar gewesen bis in die letzten Verästelungen unserer Arbeit. Welchen Erfolg wir bei dem Balanceakt gehabt haben, vermag ich nicht zu sagen. Mir steht auch kein Urteil zu, wie gut oder schlecht wir mit den anderen Herausforderungen unseres vielseitigen Anfangs zurechtgekommen sind. Zuständig aber bin ich für Dankbarkeit. Was immer dem Institut gelungen ist, es konnte nur gelingen durch das Verständnis, den Rat, das Engagement vieler Einzelner und mancher wichtigen Institutionen.

Zuerst habe ich den polnischen Historikern zu danken, unseren Kollegen in der Akademie, in Universitäten und Hochschulen, in Archiven und Bibliotheken. Sie haben uns vor fünf Jahren ohne Vorurteil empfangen, sind uns bald bereitwillig entgegengekommen und haben im Lauf der Jahre eine Atmosphäre des Vertrauens um uns entstehen lassen, in der das Institut sich rasch stabilisieren und nach allen Seiten Beziehungen anknüpfen konnte. Wir zehrten dabei auch von einem Kapital, das andere vor uns angehäuft hatten und das schon ein polnisch-deutsches Gemeinschaftskapital gewesen ist. Ich meine nicht allein, aber in erster Linie den Ertrag der Schulbuch-kommission. Mehr als zwanzig Jahre vor Gründung unseres Instituts hat sie ihr anfangs mühsames Geschäft begonnen und dann zum ersten Mal bewiesen, daß polnische und deutsche Historiker imstande sind zusammenzuarbeiten.

Sodann gilt mein Dank dem Wissenschaftlichen Beirat unseres Instituts, voran Herrn Professor Möller, seinem Vorsitzenden, und dem Stiftungsrat der •Stiftung Deutsche Historische Institute im Ausland•, voran ihren Vorsitzenden, den Herren Ministerialdirigenten Knoerich und Professor Friedrich. Sie haben mit Wohlwollen und Geduld unseren Aufbau gestützt. Sogar an die kritischen Auseinandersetzungen, zu denen es gelegentlich gekommen ist, denke ich gern zurück, weil sie immer unter dem Vorbehalt unverbrüchlicher Loyalität gestanden und unsere Zusammenarbeit nie ernstlich in Frage gestellt haben.

Nicht fehlen dürfen in meiner Liste drei Institutionen der Bundesrepublik • das Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie und in Warschau die Deutsche Botschaft und das Goethe-Institut. Das Goethe-Institut hat uns in der schwierigsten Zeit, unseren ersten Wochen im Jahre 1993, Unterkunft gegeben, auf Dauer Gastrecht in seinem Hörsaal eingeräumt und mehrfach bei Veranstaltungen mit uns kooperiert. Der Botschaft verdanken wir vielfältige Unterstützung in Alltagsfragen und anhaltenden Beistand bei den Versuchen, die Existenz unseres Institutes auch rechtlich zu sichern. Das Ministerium aber gab das Geld, von dem wir und andere Auslandsinstitute leben. Es gab, wie man besser nicht geben kann • zwar weniger als wir gewünscht hätten, aber genug, daß wir schnell und gleichmäßig wachsen konnten. In einer Zeit

massiver Sparzwänge bedeutet das viel. Es zeigt auch an, welche hohe Priorität die Bundesregierung dem Institut in Warschau beimißt.

Zu unserem Glück wird diese günstige Beurteilung auch von anderen Einrichtungen geteilt, die über Geld verfügen. Wir fanden Verständnis und Unterstützung nicht nur in der Nähe bei der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit in Warschau. Geholfen haben uns auch drei private Sponsoren in Deutschland: die Bosch-Stiftung in Stuttgart, die Krupp-Stiftung in Essen, die Henkel-Stiftung in Düsseldorf. Unsere Bibliothek, unsere Publikationen und Workshops verdanken ihnen gewichtige Beiträge.

Bisher hatten meine Danksagungen Kollektivcharakter. Ich sprach für das Institut und alle seine Angehörigen. Ich schließe mit einem persönlichen Dank an das Institut und seine Angehörigen, eingeschlossen jene, die es schon verlassen haben. Ich hatte auch Sie, meine Kolleginnen und Kollegen, vor Augen, als ich sagte, daß, was immer dem Institut gelungen ist, nur gelingen konnte durch das Verständnis, den Rat, das Engagement vieler Einzelner. Ich wäre hilflos gewesen, hätten Sie diese Tugenden nicht 1993 mitgebracht und fünf Jahre lang bewährt. Ich werde es Ihnen nie vergessen.

Auch Sie, lieber Herr Ziemer, werden das Glück haben, mit diesem Team zu arbeiten. Das Abenteuer des ersten Anfangs ist zwar unweigerlich vorbei und wird sich nicht mehr wiederholen lassen. An Spannung und Überraschungen wird es Ihnen aber gewiß nicht fehlen. Hoffentlich auch nicht an Erfolg und Genugtuungen. Ich wünsche es Ihnen und mit Ihnen dem ganzen Institut.

Rede des designierten Direktors Professor Dr. Klaus Ziemer

Die Zahl der Deutschen Historischen Institute im Ausland ist vom Ende der fünfziger Jahre an im Maße der Konsolidierung der Bundesrepublik und ihrer Verankerung in der demokratischen Staatengemeinschaft behutsam ausgebaut worden. Daß den Neugründungen der Institute von Paris, London und Washington in den neunziger Jahren das Institut in Warschau hinzugefügt werden konnte, unterstreicht zum einen den Rang, der Polen zukommt, zum anderen aber auch • Professor Rexheuser hat bereits darauf hingewiesen • die qualitativen Veränderungen im politischen Leben Polens und in den deutsch-polnischen Beziehungen in den neunziger Jahren. Die politische Elite in Deutschland ist sich einig darin, daß Polen heute eine herausragende strategische Bedeutung nicht nur für Deutschland, sondern auch für die künftige Europäische Union zukommt. Daß es in einer Zeit leerer öffentlicher Kassen in der Bundesrepublik, in der auch an den Hochschulen in vielen Bereichen teilweise äußerst schmerzhaft Kürzungen vorgenommen werden, daß es in einer solchen Zeit möglich war, das Deutsche Historische Institut Warschau materiell wie personell Zug um Zug auszubauen, belegt den hohen Stellenwert, der dem Institut von seiten der deutschen Politik offensichtlich beigemessen wird.

An den Deutschen Historischen Instituten im Ausland befassen sich jüngere, vorwiegend deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler intensiv mit ausgewählten Problemen ihres Gastlandes. Ausgangspunkt ist dabei gewissermaßen der •normale• wissenschaftliche Erkenntnisdrang, in die besonderen Fragen des Landes einzudringen und seine Eigenheiten, sein spezifisches Profil, seine ererbten Problemlagen kennenzulernen. Im Falle Polens trifft ein solches Erkenntnisinteresse von Spezialisten jedoch zusammen mit einer geringen Kenntnis der Geschichte gerade dieses Nachbarlandes in breiten Kreisen der deutschen Öffentlichkeit.

Die Folge ist ein verkürztes Bild nicht nur von Polen. Auch bestimmte Traditionslinien der europäischen Geistesgeschichte und der mit ihr verbundenen politischen Geschichte werden häufig nur nach Westen verfolgt, nicht aber auch ins Zentrum Europas. So finden sich etwa • um nur ein Beispiel zu nennen • in den Darstellungen des Weges, den die schrittweise Emanzipation des Individuums gegenüber dem Staat durchlaufen hat, jedem Gebildeten im Westen geläufige Stationen wie die Magna Charta oder die Habeas corpus-Akte. Kaum jemand kennt jedoch das zweieinhalb Jahrhunderte früher erlassene vergleichbare Privileg *Neminem captivabimus*. Die politische Teilung des Kontinents in den letzten Jahrzehnten war kaum dazu angetan, derartige Meilensteine in der Geschichte der politischen und der Menschenrechte bei unseren östlichen Nachbarn zu suchen. Heute müssen wir nicht nur die künftige politische Landkarte Europas entwerfen. Wir müssen auch versuchen, seine aus der Vergangenheit stammenden Tiefenstrukturen zu erkennen und zu berücksichtigen, wenn wir nicht die Identität mehr oder weniger großer Teile dieses im Entstehen begriffenen neuen politischen Europa mißachten wollen, mit zwangsläufig negativen Folgen für das weitere Zusammenwachsen.

Die Europäische Union hat in den letzten Monaten mit mehreren Staaten Verhandlungen über eine Mitgliedschaft in der EU aufgenommen. Mit der sich abzeichnenden Erweiterung der EU um neue, östlich der bisherigen EU-Grenze gelegene Mitglieder gewinnt die Union eine neue Qualität. Erstmals werden • sieht man vom Sonderfall DDR ab • Staaten in die Union aufgenommen, die früher im Hegemonialbereich der Sowjetunion gelegen waren. Der Republik Polen kommt hierbei aufgrund ihrer geographischen Lage, der Größe ihres Territoriums, der Zahl ihrer Einwohner und ihrer sich entfaltenden Wirtschaftskraft eine besondere Bedeutung zu. Polen wird die Europäische Union auch durch seinen kulturellen Beitrag, durch seine spezifische Rolle in diesem Teil Europas, eben durch seine Geschichte und seine Identität um wichtige Facetten bereichern. Die Geschichte dieses Landes unter ihren unterschiedlichen Aspekten zu unterschiedlichen Zeiten zu erforschen, ist genuine Aufgabe des Deutschen Historischen Instituts. Im Vordergrund steht dabei nicht eine politische Funktionalisierung der Themenwahl oder ihrer Ergebnisse. Geleistet werden soll vielmehr eine Art historischer Grundlagenforschung jenseits der Tagesaktualität. Sie soll dazu beitragen, über einen Zeitraum von gut 1 000 Jahren unsere Kenntnis über und unser Verständnis für die polnische Gesellschaft und die Probleme ihres Staates, für das Verhältnis von Staat und Gesellschaft in Polen, aber auch für die Beziehungen Polens zu seinen

Nachbarn zu vertiefen. Die Deutschen sind dabei nur einer unter mehreren. Neben der polnischen Nationalgeschichte zählt zu unserem Forschungsbereich aber auch die Landesgeschichte, insbesondere derjenigen Regionen, die im Gebiet des heutigen Westens von Polen liegen, der früher den Osten Deutschlands bildete.

Als Deutsche sind wir es gewohnt, nach Polen vom Westen aus zu blicken. Ein Perspektivenwechsel kann dabei manchmal zu sehr aufschlußreichen Erkenntnissen führen. So war in den 90er Jahren einer meiner Doktoranden, der eine Studienreise durch Litauen und Weißrußland machte, erstaunt, sich dort überall auf Polnisch verständigen zu können. Polnisch als lingua franca. Und Polen wurde als großes, reiches Land im Westen wahrgenommen • für einen Deutschen in der Tat eine ungewöhnliche Perspektive. Im Institut schauen wir auf Polen ein bißchen vom Westen und ein bißchen vom Osten aus, vor allem aber von innen heraus. Polen ist der Ausgangspunkt. Polen ist Subjekt und wird nicht so sehr in Funktion zu bestimmten Mächten oder Konstellationen gesehen, obwohl auch dies Untersuchungsgegenstand sein kann. Das Deutsche Historische Institut Warschau wird nun gerade fünf Jahre alt, und die Amtszeit seines Gründungsdirektors neigt sich dem Ende entgegen. Ich zolle Professor Rexheuser hohen Respekt für die in den vergangenen fünf Jahren geleistete Arbeit, das Institut konzeptionell, organisatorisch und personell aufzubauen. Ich danke ihm dafür, daß er mir in den vergangenen Monaten die Gelegenheit gegeben hat, das Innenleben des Instituts näher kennenzulernen, damit Reibungsverluste beim Amtswechsel so gering wie möglich gehalten werden, und ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die ich ja schon habe kennenlernen dürfen.

Die zeitliche Befristung fast aller wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen einschließlich der Position des Direktors führt gewiß zu einer nicht unbeträchtlichen personellen Fluktuation. Dies ermöglicht es aber auch, daß mit neuen Personen auch neue inhaltliche Schwerpunkte gesetzt werden und das Erscheinungsbild des Instituts bei aller Bewahrung seines grundsätzlichen Profils doch ständig auch neue Akzente erhält.

Die in den vergangenen fünf Jahren gelegten Fundamente der Ausrichtung des Instituts sind sicher tragfähig. Sie sollen beibehalten werden und sich kräftigen. Unsere Beschäftigung mit der polnischen Geschichte wird sich auch weiterhin über den gesamten Zeitraum von mehr als tausend Jahren und die Beziehungsgeschichte Polens mit seinen Nachbarn erstrecken. Ein Ereignis wie die vor dem Hintergrund des bevorstehenden polnischen Beitritts zu den westlichen Kooperationsstrukturen besonders symbolträchtige Tausendjahrfeier der Reise Ottos III. zu Bolesław dem Tapferen nach Gnesen, mit der der Kaiser des damaligen •alten• Europa das damalige •neue• Europa anerkannte, wirft schon jetzt seine Schatten voraus.

Darüber hinaus könnten in Zukunft verstärkte Akzente gesetzt werden bei den Beziehungen Polens zu seinen östlichen Nachbarn, zum Beispiel zu den Litauern und Ukrainern, aber auch zu den Russen. Ebenso könnte ich mir einen Schwerpunkt bei der Analyse von Problemen nationaler und anderer Minderheiten in der Rzeczpospolita vorstellen. Einen eigenen Forschungsgegenstand bildet inzwischen die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg. Hier gibt es seit den neunziger Jahren keine durch Tabus begründeten •weißen Flecken• mehr. Die Tatsache, daß unter den polnischen wie den deutschen Historikern ein Generationenwechsel eingetreten ist, bietet die Chance zu einem detachierteren, von weniger persönlicher Betroffenheit • und sei sie auch nur unterbewußt • geprägten Herangehen sowohl an die beiderseitige Beziehungsgeschichte als auch an spezifische Fragen der innenpolitischen Entwicklung Volkspolens. Das deutsch-polnische Beziehungsgeflecht beinhaltete dabei über 40 Jahre hinweg deutsch-deutsch-polnische Beziehungen. Ich persönlich möchte mich in meinen Forschungsvorhaben schwerpunktmäßig mit dem Verhältnis Polens zur DDR auseinandersetzen. Die Existenz des zweiten deutschen Staates hat die deutsch-polnischen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ganz maßgeblich geprägt. Dies ist bisher aber nur relativ wenig untersucht worden.

Ich freue mich sehr auf die vor mir liegende Zeit in Warschau, das mir durch viele Besuche in Polen in den vergangenen 25 Jahren nicht mehr ganz fremd ist. Allerdings habe ich mir nicht träumen lassen, daß im Kulturpalast einmal mein Arbeitsplatz sein würde. Ich hoffe, daß sich die Kooperation mit polnischen wie deutschen Kolleginnen und Kollegen sowie mit Institutionen und Organisationen hier im Lande wie auch in Deutschland immer enger entwickeln wird. Das

Deutsches Historisches Institut Warschau wird auch in den kommenden Jahren offen sein für eine sich kontinuierlich ausweitende Zusammenarbeit. An Aufgaben wird es dabei nicht mangeln.

Thema meines Referates ist das Problem des zivilisatorischen Unterschieds, der die Länder Ostmitteleuropas vom Westen des Kontinents trennte (und nach wie vor trennt). Wohlgermerkt, niemandem in Frankreich, Italien, Spanien oder Deutschland käme in den Sinn zu sagen, sein Land läge in Westmitteleuropa. Man könnte meinen, daß das Epitheton •Mittel• zur Nivellierung verwendet wird, zur Neutralisierung negativer Konnotationen, welche normalerweise mit dem Begriff •Osten• bzw. •östlich• verbunden sind.

Wesentlich ist die Beantwortung der Frage, seit wann unsere, die polnischen Intellektuellen diesen Abstand in der zivilisatorischen Entwicklung bemerkten, welche Ursachen sie hierfür benannten und welche Mittel zu seiner Beseitigung sie empfahlen. Ein bedeutender Teil der Ansichten zu diesem Thema scheint letztlich ein Echo auf die düstere Vision Witold Gombrowicz's zu sein, der schrieb: •Verliert nicht kostbare Zeit mit der Verfolgung Europas • niemals werdet ihr es einholen. Extreme Pessimisten meinten, daß diese Jagd an die Verfolgung eines Eilzugs mit einem Kinderroller erinnere. Zweifellos war die zivilisatorische Distanz, wie unter anderem die jüngsten Forschungen von Henryk Samsonowicz gezeigt haben, etwa an der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, als sich Polen in vielerlei Hinsicht sogar positiv von seinen Nachbarn unterschied, am geringsten.

Im Zeitalter der Renaissance hat man sich mit dieser Distanz offenbar nicht weiter beschäftigt, vielmehr sah man es als eine gesicherte Tatsache an, daß unsere kulturellen Leistungen vor allem auf antike Inspirationen aus dem weit entfernten Italien zurückzuführen seien. 1566 schrieb der aus Masowien stammende Jan Żołczyński an italienische Freunde: •Was immer wir in Polen an Zivilisation und Wissenschaft haben, das verdanken wir Eurem Land und Euch, seinen Gelehrten. Auf einer imaginären Karte der europäischen Kultur lag Polen in der Vorstellung seiner intellektuellen Elite an den Ufern des Mittelmeeres in unmittelbarer Nachbarschaft zu Italien oder Frankreich.

Andrzej Frycz Modrzewski ermunterte seine Landsleute • unter Berufung auf den Ersten Paulusbrief an die Korinther •, sie sollten am Wettlauf der Zivilisation, welcher seit Jahrhunderten in Europa geführt werde, aktiv teilnehmen. Weder seien sie gebrechlich noch weniger begabt. Warum, so fragte der Autor des Werkes •Über die Verbesserung der Rzeczpospolita• (O poprawie Rzeczypospolitej) unter Zuhilfenahme einer dem Sport entlehnten Terminologie, welcher sich schon die antiken Schriftsteller so gern bedienten, warum sollten die Polen hinter •dem ganzen Pulk der Läufer• zurückbleiben? •Wißt ihr nicht, daß alle Wettkämpfer im Stadion laufen, aber nur einer den Preis erringt? Lauft also, diesen Preis zu erringen!•

Mit der Geschichte des antiken Rom wurde unsere eigene Frühgeschichte verbunden. Entweder rühmte man sich (wie die Litauer) eines Vorfahren wie Palaemon, der an der Spitze einer Handvoll römischer Ritter einen Staat gegründet haben sollte, oder aber •Kadłubek folgend • mit dem Sieg der Sarmaten über die Legionen Caesars. Zwar erfolgte Mitte des 17. Jahrhunderts die große •Wachablösung• auf sprachlichem Gebiet: Den Platz des Lateins begann das Französische einzunehmen. Das Problem des zivilisatorischen Unterschieds blieb aber nach wie vor aktuell, obwohl erst die Aufklärung mit solcher Bitternis auf die Uhr des kulturellen Fortschritts blickte, wie sie sich in der Bemerkung von Stanisław Staszic ausdrückt: •Polen befindet sich gerade im 15., ganz Europa aber beendet schon das 18. Jahrhundert. Seine aufgeklärten Zeitgenossen bewerteten die Situation noch pessimistischer, sie stuften das Zivilisationsniveau der Adelsrepublik auf das 14. Jahrhundert oder noch früher ein. Józef Wybicki, der Autor unserer Nationalhymne, fragte geradeheraus: Ist Polen nicht ein Abbild des •10. Jahrhunderts•?

Diese Meinungen waren Zygmunt Krasiński sicherlich nicht bekannt, als er in seinen berühmten, viel zitierten •Briefen an den Vater• (Listy do ojca; 1836) unserer Kultur jegliche Originalität absprach: •Haben wir in den Wissenschaften, in den Künsten irgend etwas geschaffen? Gibt es eine polnische Poesie, Architektur, Malerei oder Musik? Haben wir irgend etwas Polnisches in die Welt gebracht außer unserer Derbheit?• In ähnlich pessimistischer Art bewertete Stanisław Brzozowski unseren Rückstand. Er sah die Anfänge dieser Entwicklung allerdings erst im 17. Jahrhundert. Eine ähnliche Meinung vertritt Zenon Szpotański, der vor zehn Jahren schrieb, daß eben in jenem

Jahrhundert die *•fatalność Rzeczypospolitej•*, das *•Verhängnis der Adelsrepublik•* begonnen habe. Sie habe damals nämlich aufgehört, an der geistigen Entwicklung Westeuropas teilzunehmen, zu welcher sich das Schaffen Galileis und Keplers, Cervantes und Shakespeares zusammenfügte. *•Erstmals seit Jahrhunderten fanden diese großartigen Leistungen nicht das leiseste Echo in Polen•*. Dies ist nicht ganz richtig, denn einerseits war die Kenntnis über Galilei und seine Theorien bei uns schon im 17. Jahrhundert ziemlich groß, andererseits erlangten die Werke von Cervantes und Shakespeare nicht nur in Polen, sondern in ganz Europa breiten Bekanntheitsgrad erst im 18. Jahrhundert.

Vor diesem Hintergrund präsentiert sich das 16. Jahrhundert bedeutend besser, was auch der bereits zitierte Szpotański zugestand, der meinte, Polen hätte damals eine Aufwärtsentwicklung erlebt. Gottfried Schramm unterzog die polnische und die deutsche Literatur der Renaissance einem Vergleich und stellte dabei dem Mittelmaß der letzteren unsere Leistungen gegenüber. Seiner Meinung nach war die alte, bis ins 8. Jahrhundert reichende deutsche Literatur in der Mitte des 16. Jahrhunderts weit hinter der polnischen zurück; letztere startete nach 1543 fast von Null und gelangte *•mit verblüffendem Schwung in klassische Höhen•*. Die deutsche Literatur habe lange keine Poeten vom Range eines Jan Kochanowski oder Mikołaj Sęp-Szarzyński hervorgebracht. Auf einem anderen Blatt steht, daß diese in Europa nicht solche Berühmtheit erlangten wie (übrigens erst in späteren Jahrhunderten) Montaigne, Rabelais oder die Utopisten vom Formate eines Morus. Übersetzungen ihrer Werke ins Polnische erschienen erst im zwanzigsten Jahrhundert, was natürlich nicht bedeutet, daß sie nicht früher *• im Original oder auf Latein (wie die •Utopia• des Thomas Morus) •* gelesen worden wären.

Meinen eigenen Forschungen zufolge waren sowohl Montaigne wie auch Rabelais im 17. und 18. Jahrhundert lediglich einem begrenzten Kreis Intellektueller bekannt, die den Autor von *•Gargantua und Pantagruel•* übrigens mit derselben Abneigung behandelten, welche ihm in seiner eigenen Heimat entgegenschlug. Ähnlich verhält es sich mit der Rezeption der Philosophie Pascals oder Descartes. Obwohl die Shakespeareschen Dramen bei uns schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts *• in deutscher Sprache •* am königlichen Hof in Warschau und in einigen Städten Königlich Preußens aufgeführt worden waren, so interessierte sich wahrscheinlich doch niemand in stärkerem Maße für den Autor, falls dessen Name in den Ankündigungen überhaupt erwähnt war. Noch 1830 schrieb Maurycy Mochnacki über Shakespeares Werke, sie besäßen *•keine Ausstrahlungskraft auf unser Denken•*. Wahrscheinlich hatte er noch die Rezension einer Hamlet-Aufführung in der *Gazeta Krakowska* (1817) im Ohr: *•Die Tragödien Shakespeares können heute nur noch als Denkmäler einer vergangenen Zeit durchgehen. Die Kritik unterzieht sich daher heute nicht der Mühe, deren Analyse zu leisten•*.

Jahrhunderte hindurch wurden die lebenden Schriftsteller an den antiken Größen gemessen: Maciej Kazimierz Sarbiewski nannte man den *•christlichen (oder sarmatischen) Horaz•*, Klemens Janicki einen *•Halb-Ovid•*. Noch Kazimierz Brodziński, der Kochanowski mit Ronsard, Moliere mit Krasicki sowie Goethe und Johann Heinrich Voß (1751-1826), den Autor der Idylle *•Luise•*, mit Szymon Szymonowicz und Bartłomiej Zimorowicz verglichen hatte, nannte im gleichen Atemzug wie eh und je Kochanowski, den Schöpfer der *•Abfertigung der griechischen Gesandten•* (*Odprawa posłów greckich*) einen modernen Horaz und Krzysztof Opaliński einen Juvenal. Notabene, die Gleichsetzung des später vergessenen Voß mit dem Verfasser des *•Faust•* entbehrt heute nicht einer gewissen Komik.

Gegen solche Vergleiche empörte sich vor über hundert Jahren der heute vollkommen vergessene Literaturkritiker Julian Kaliszewski. Nach seinem Dafürhalten verbänden die Polen in wundervoller Weise ihr Streben nach Ehre und Anerkennung mit geringem Gespür für die eigene Würde. Unsere Literaten freuten sich, wenn einer von ihnen ein polnischer Moliere oder Shakespeare genannt werde, doch, so fragte er weiter, *•wäre es denkbar, daß die Franzosen Molirre einen französischen Fredro, die Engländer Shakespeare einen englischen Słowacki und die Deutschen Goethe einen deutschen Mickiewicz nannten?•* Witold Gombrowicz kritisierte diejenigen, die Zbigniew Uniłowski für einen *•polnischen Balzac•* hielten und rief aus: *•Ach, diese polnischen Balzacs, Dickens, Prousts!•* Rzykowski verglich 1932 in einem Vortrag über das Warschauer literarische Milieu Uniłowski, den Autor des *•Gemeinsamen Zimmers•* (*Wspólny pokój*) mit Balzac. Nach einer effektvollen Pause rief er aus: *•O Gott, wozu gabst du uns diesen Balzac?•* Gombrowicz meinte, wir

bräuchten keine polnischen Balzacs, sondern einen, der einzigartig wäre und über den die Franzosen sagen könnten: •Oh, dieser unser Schriftsteller, das ist ein französischer Uniłowski!• Jeder Vergleich zieht unweigerlich die Frage nach sich, welche Kriterien ihm zugrunde liegen. Eigentlich war klar, daß unsere literarischen Koryphäen sowohl, was ihre internationale Berühmtheit anbelangt, als auch hinsichtlich ihres Einflusses auf die Literatur anderer Länder nicht an ihre westlichen •Kollegen• auf dem Parnaß heranreichten. Schon die Sprachbarriere aber verhinderte, daß das künstlerische Niveau ihrer Werke als Vergleichsgröße hätte herangezogen werden können: Meisterwerke, insbesondere poetische, haben es an sich, daß sie nur sehr selten einen kongenialen Übersetzer finden. Auf diese Weise blieb allein das Kriterium einer vermeintlichen moralischen Überlegenheit.

So beteuerte Kazimierz Brodziński, daß Andrzej Maksymilian Fredro La Rochefoucauld entschieden überrage; dessen Pessimismus verdiene •eine gerechte Kritik, wenn die Philosophie für die Bestimmung und das Streben des Menschen höhere Prinzipien anerkenne.• Wie könne man •die schönen moralischen Prinzipien• unseres Politikers einem Höfling gegenüberstellen, •der mehr über Witz als über geistige Tiefe verfügt.• In einer ausführlichen Besprechung der gerade erschienenen Übersetzung der •Réflexions ou sentences et maximes morales• von La Rochefoucauld gestand Brodziński diesem zwar schriftstellerisches Talent ••Vorzüglichkeit des Stils•• zu, doch tadelte er hart dessen moralische Haltung und seine pessimistische Ansicht über die menschliche Natur. Der polnische Autor der •Geflügelten Worte• (Przysłowia mów potocznych ...) hingegen sei ein heißblütiger Patriot, •ein Mann voll frommer und bürgerlicher Tugenden•. La Rochefoucauld demütige den Menschen nur und verhöhne ihn wegen seiner Schwäche; Andrzej Maksymilian Fredro aber •zeigt Tugend und Wahrheit in hellem, anziehendem Licht•, wodurch er •Herz und Verstand seiner Leser für dieselben empfänglich macht, reizt und schärft.• Der biedere Brodziński zweifelte gleichfalls nicht, daß Jan Paweł Woronicz Dante und Milton ebenbürtig wäre, wenn er nur seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit dem Schreiben widmete. Diese Meinung, ergänzt noch um Torquato Tasso, wiederholte Adam Jerzy Czartoryski in seiner •Laudatio auf Jan Paweł Woronicz• (Pochwała J.P.W.).

Zu moralischen Kriterien griff auch Mickiewicz, als er 1841 in seinen Pariser Vorlesungen Rej viel höher einstufte als Montaigne. Dieser habe nur aus den Büchern und sich selbst gelebt, während der polnische Poet seine Inspirationen aus der Bibel und der Natur schöpfte. Montaigne, der Verfasser der •Essais• •schwätzt über die Ehe derart, daß ihm das Wasser im Munde zusammenläuft•, dagegen behandelte Mikołaj Rej sie als eine sehr ernste Angelegenheit. Ähnliche Gegenüberstellungen finden sich bei Mickiewicz noch in großer Zahl. In unseren Zeiten ist die Skala der Vergleiche noch erheblich angewachsen: Waław Potocki findet sich konfrontiert mit Milton, obschon der Autor dieser Gegenüberstellung selbst konzidierte, daß sie große Zweifel erwecke. Noch größere Bedenken erregen die Bewertung Frycz Modrzewskis als eines •polnischen Morus• sowie die Jan Brożeks als eines •sarmatischen Pascal•. Letztlich sind beide nur deshalb zu dieser Ehre gekommen, weil sie in ihren Pamphleten die jesuitische Kasuistik bekämpften. Unsere einzige antijesuitische Publikation, welche hinsichtlich der Auflagenzahl und des Bekanntheitsgrades •freilich nicht des künstlerischen Niveaus• mit den •Provinciales• von Pascal konkurrieren konnte, waren die berühmten •Monita secreta• von Hieronym Zahorowski aus dem Jahre 1612. Sie gewannen weltweite Bekanntheit nicht nur wegen ihrer Form •gekonnt ahmte Zahorowski geheime Instruktionen der Ordensführung nach •, sondern auch wegen der Sprache, in der sich die •Monita• in ihrer ersten Ausgabe präsentierten (später wurden sie aus dem Lateinischen in viele europäische Sprachen übertragen). Die erwähnte Sprachbarriere ••polonica non leguntur•• ist nach Meinung mancher die prinzipielle Ursache des niedrigen Kurses unserer Einlagen an der gesamteuropäischen Kulturbörse. Hierin steckt viel Wahrheit. •Wären die berühmten Rumänen Ionesco und Cioran auch berühmt geworden, hätten sie statt auf Französisch in ihrer Muttersprache geschrieben? Oft wird das Theater Mrożeks mit dem Ionescos verglichen, doch trotz seiner Erfolge hat es nicht einmal dessen Bekanntheit erreicht•, schrieb zuletzt Zofia Bobowicz.

Vergleichsweise leicht zu erklären scheint das Fehlen utopischer Werke auf polnischem Boden bis ins 18. Jahrhundert. Sie entstehen nämlich unter Bedingungen, welche die Realisierung ihrer Ideen absolut ausschließen. Sie fordern alles, weil sie nichts erreichen können. Der Maximalismus der

großen Utopisten gründet in ihrem Zweifel, auch nur einen geringen Teil der bestehenden Verhältnisse ändern zu können. Deshalb suchte man auch im Zeitalter der Reformen, unter deren Zeichen das politische Leben Polens im 16. Jahrhundert stand, nicht nach einer Entschädigung durch Schaffung einer idealen, auf irgendeiner Insel existierenden Welt.

Die nächste Verteidigungslinie, die schon im vergangenen Jahrhundert abgesteckt worden ist, findet Ausdruck in der Behauptung, daß wir in erster Linie mit der Verteidigung Westeuropas beschäftigt waren und deshalb unsere eigene Kultur nicht mehr in demselben Maße entwickeln konnten, wie es dort möglich war. Wir nämlich hätten Kämpfe geführt, welche den Fortschritt unserer Zivilisation hemmten, und bildeten für Europa einen Schutzschild, hinter dem die Christenheit ihre Bildung vermehren konnte. Ganz ähnliche Rechtfertigungen für die eigene Rückständigkeit bemühen bekanntlich auch russische Intellektuelle.

Im Grunde genommen erfüllte die Adelsrepublik jedoch lediglich während einiger Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts die Funktion eines Schutzwalles. Im vorhergehenden und im folgenden Jahrhundert verwehrte rein gar nichts den Polen den intellektuellen Wettbewerb mit Frankreich, Italien, England oder Spanien. Das Engagement der beiden letzten bei der Eroberung neuer Kontinente verhinderte ja auch nicht das Schöpfungen eines Shakespeare oder Milton, eines Cervantes oder Lope de Vega, vielmehr bereicherte es deren Werke um neue, exotische Elemente. Es hilft nichts, wir müssen uns damit abfinden, daß nicht an Weichsel, Warthe, Memel oder Dnepr die großen Symbole der Literatur geschaffen worden sind, welche bis zum heutigen Tage das kulturelle Leben Europas bestimmen: Ich denke hier an Gestalten wie Faust, Werther, Don Quichote, Hamlet, Harpagon oder den Menschenfeind Alceste. Die Helden unserer Literatur Konrad Wallenrod (von Mickiewicz), die Starke (Siłaczka) oder Dr. Judym (aus Die Heimatlosen [Ludzie bezdomni], beide von Żeromski) sind Leitbilder ausschließlich in Polen, und es scheint, sie weckten keinerlei Interesse in unseren Nachbarländern, nicht einmal in den slawischsprachigen. Bei aller Sympathie für diese Figuren, diese altertümlich und in heutigen Augen eher lächerlich daherkommenden polnischen Ärzte und Lehrer, es fällt insbesondere bei den Helden Żeromskis schwer, ihnen eine allgemeinmenschliche oder supranationale Botschaft abzugewinnen. Sowohl Siłaczka, die einsam und allein in der Provinz Bildungsideale pflanzt, als auch Dr. Judym sind jedem, der die polnische Geschichte nicht kennt, unverständlich.

Es ist eine oft wiederholte These, daß das Eintreten unserer Literatur für die Sache der polnischen Nation im 19. Jahrhundert sie ihrer Ausstrahlungskraft beraubt hätte insbesondere in solchen Nationen, die über einen eigenen Staat verfügten und nicht in diesem Maße vom Unabhängigkeitskampf der Polen betroffen waren. Demgegenüber ebneten gewissermaßen die militärischen Erfolge der Sowjetunion und deren territoriale und politische Expansion den Dramen Tschechows den Weg auf die Bühne, und zwar nicht nur die europäische, sondern auch die amerikanische. Selbiges ließe sich über die Popularität Fjodor Dostojewskis sagen, der in Die Dämonen (Besy) mit prophetischer Gabe den Weg beschrieb, welchen die totalitären Staaten Europas im zwanzigsten Jahrhundert nehmen sollten. Ein weiterer Grund für die Popularität dieses Autors im Westen könnte sein, daß die russische Botschaft in Paris französischen Kritikern und Journalisten für die Verbreitung seiner Werke angeblich größere Summen zahlte.

Hätte dank einer Laune oder Wendung der Geschichte der polnische Finger am atomaren Abzug geruht, wären wohl an den Theatern in Paris, London oder Rom die Dramen von Mickiewicz und Słowacki oder sogar die Komödien Aleksander Fredros gespielt worden. Vielfach wird die Ansicht vertreten, die große russische Literatur des 19. Jahrhunderts besitze ungebrochene aktuelle Bedeutung, da sie die Schwäche des Durchschnittsmenschen gegenüber allen Ebenen der Macht vorführe. Dagegen wurde in der amerikanischen Literatur dieses Problem vollkommen verdrängt, sie selbst aber nichtsdestoweniger in zahlreiche Sprachen übersetzt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, die weltweite Verbreitung der Werke Hemingways, Steinbecks oder Faulkners resultiere aus der im zwanzigsten Jahrhundert errungenen Großmachtposition der USA.

Dies alles aber erklärt nicht das Fehlen polnischer Autoren vom Schlage eines Cervantes, Rabelais, Moliere oder Shakespeare. Manche sind der Ansicht, dies hänge mit dem zum Westen vergleichsweise geringen Alter unserer Zivilisation zusammen, mit dem Fehlen eines Unterbaus in Form einer Masse mittelmäßiger Schöpfungen, aus denen Meisterwerke erwachsen könnten. Wie gesagt, während ganzer zwei Jahrhunderte, dem 15. und dem 16., hatten wir Westeuropa

erfolgreich eingeholt. Wenn sich hingegen in den folgenden Jahrhunderten dort eine •zivilisatorische Wende• abzeichnete, hat stets irgend etwas unsere •sarmatische• Kultur am Anschluß gehindert: Kriege und feindliche Einfälle im 17., die Teilungen im 19., die politische Unterdrückung im 20. Jahrhundert, was den Polen stets auch eine Wirtschaftsordnung aufnötigte, welche sich in der Praxis als nicht zu realisierende Utopie erwies. In der Konsequenz haben wir heute die gleichen Chancen, Westeuropa einzuholen wie Lateinamerika den nördlichen Teil des Kontinents und Süditalien die Lombardei.

Ähnlich wie zu Zeiten Brodzińskis, als mit dem Sturz Napoleons die Chance auf ein schnelles Erreichen der Unabhängigkeit schwand, oder in den Jahren der Großen Emigration (man vergleiche die oben zitierte Ansicht Mickiewicz• zur Überlegenheit Rejs gegenüber Montaigne), so mußte man sich auch nach 1945 •wiederum im Exil, welches diesmal durch Jalta verschuldet war• bemühen, die nationalen Komplexe der Polen mit einer Pferdedosis Megalomanie auszukurieren. Im Herbst 1952 hielt Jan Lechoń in New York einen Vortrag über •Die polnische Literatur und die Literatur in Polen•, welcher anschließend in der Londoner Zeitschrift •Wiadomości• veröffentlicht wurde. Der Verfasser des •Karmesinroten Poems• (Karmazynowy poemat) vertrat darin die Ansicht, daß wir durchaus über Titanen der Feder vom Format eines Dante, Racine oder Shakespeare verfügten, •Poeten, ebenbürtig den größten der Welt•. Nur leider sei es uns, gänzlich beansprucht vom Schicksal des eigenen Volkes, nicht gelungen, Europa hiervon zu überzeugen. Diese Unwissenheit der westlichen Welt über die polnischen Leistungen auf dem Gebiet der Literatur nannte Lechoń geradezu ein •intellektuelles Jalta•.

Es scheine jedoch, daß nicht in erster Linie das Interesse unserer Literatur an der nationalen Frage ein echtes Hindernis dargestellt hätte, denn Goethe •wie jemand treffend über den Autor des •Faust• geschrieben habe• hätte es schließlich vermocht, •die ganze Menschheit im Kleid seiner eigenen Nation• vorzustellen. Des Pudels Kern ruhe in der Sprache: Dante wie Goethe würden auch außerhalb ihres Vaterlandes in ihrer Muttersprache gelesen. Dagegen fänden die großen polnischen Poeten niemals kongeniale Übersetzer. Folglich könnten wir auch nicht die Welt davon überzeugen, daß die Werke von Kochanowski und Mickiewicz, wie dies Lechoń ausdrückte, •aus demselben Metall, aus derselben allerhöchsten Materie wie die von Dante, Racine oder Shakespeare• gefertigt seien.

Mit dem ihm eigenen beißenden Spott attackierte Witold Gombrowicz die Thesen Lechońs. In der Pariser •Kultura• legte er dar, daß solche Gegenüberstellungen keinerlei Sinn machten. Dies sei •wie der Vergleich zwischen der Frucht und der Konfitüre, zwischen dem natürlichen und dem verarbeiteten Produkt, zwischen Wiese, Feld und Dorf und einer Kathedrale oder Stadt, zwischen dörflichem und städtischem Geist•. Nicht erst seit heute bemühe man sich, mit derartigen Gegenüberstellungen die Nation zu trösten, indem man etwa daran erinnere, daß Thomas Mann Zygmunt Krasińskis •Ungöttliche Komödie• (Nieboska komedia) für ein Meisterwerk hielt und daß •Quo vadis• in alle Sprachen übersetzt worden sei. •Mit solchem Zucker stärken wir uns seit langem. Doch ich mag den Augenblick nicht verpassen, in dem die Nation wie ein Pferd nach der süßen Hand all dieser Lechońs schnappt•. Nach Gombrowicz entspringt eine solche Argumentation einem falschen Verständnis von nationaler Pflicht, aus dem Aufenthalt •in aufgezwungener Fremde•. Dem Autor von •Ferdydurke• schien eine solche nationale Messe •etwas satanisch Spöttisches und boshaft Groteskes•. Indem sie Mickiewicz erhöhten, erniedrigten sich die Polen selbst, verewigten so ihren Krähwinkel und entblößten die eigene Primitivität.

Wir seien die armen Verwandten der Welt, die sich bemühten, anderen zu imponieren. Das Mitsteigern mit anderen Nationen um geniale Geister, kulturelle Verdienste und Leistungen erweise sich als eine taktisch äußerst ungeschickte Propagandamaßnahme. Ohnehin könnten wir der •italienischen, französischen, deutschen, englischen, russischen Konkurrenz• nicht standhalten. •In dieser Hinsicht also sind wir zur Zweitrangigkeit verurteilt•. Es widerstrebe auch der nationalen Würde: Ein wirklich gereiftes Volk müsse die eigenen Verdienste angemessen beurteilen können, und ein wirklich lebendiges Volk müsse sogar lernen, sie geringzuschätzen. Die Balladen Chopins oder der Wiener Sieg 1683 entschieden nicht über den Ruhm der heutigen Polen.

Lechoń raffte sich nicht zu einer Replik auf und begnügte sich stattdessen mit bissigen Bemerkungen im •Dziennik•: Es sei wertlos, sich mit einem übermütigen Lausbub und •der ewigen Rotznase• der Exilpublizistik zu streiten. Gombrowicz versuche vergeblich zu beweisen, daß sein

Gegner •ein provinzieller Patriotist (sic!) sei, der Mickiewicz und Słowacki rühme, weil es sich so für einen Polen gehöre. •Wozu hier mit einem Schafskopf debattieren (...), wie ihm beweisen, daß Mickiewicz ein Poet von gleichem Format war wie Dante, daß •Totenfeier• [Dziady von Mickiewicz], •Samuel Zborowski• [von Juliusz Słowacki] und •Die Hochzeit• [Wesele von Stanisław Wyspiański] den größten französischen und englischen ebenbürtige Meisterwerke sind?•

Der erneute •Aufstieg der Polen zur Unabhängigkeit• in diesem Jahrhundert • im Jahre 1989 • führte dazu, daß in der Bewertung der Vergangenheit und unserer zivilisatorischen Errungenschaften Akzentuierungen des aufgeklärten Pessimismus wiederkehrten. Außer der bereits angeführten Meinung Zenon Szpotańskis zeugt hiervon die deutliche, aber doch wohl unbeabsichtigte Anknüpfung unserer Publizistik an die •Staszic-sche Zeitrechnung•. Pater Maciej Zięba schrieb (neben anderen) über die mögliche Rückkehr der sächsischen Zeit, was übersetzt in die Sprache der Jahreszählung bedeutet: •Polen befindet sich erst in der Mitte des 18.

Jahrhunderts, ganz Europa aber beginnt schon das 21. • Selbst wenn man den Aspekt technisch-industrieller Rückständigkeit unberücksichtigt läßt, fällt es schwer, den damit einhergehenden Rückstand in der zivilisatorischen Entwicklung nicht zu erkennen.

Und doch, wenn wir über Gebirge schreiben, vergleichen wir doch nicht nur die höchsten Gipfel, sondern ihre Gesamtheit, ihren Platz in der Landschaft und ihre touristische Bedeutung. Ähnlich rechnet man in der Kultur deren durchschnittliches Niveau hoch, man mißt die Anzahl der Buchtitel und deren Auflagen, ihren Umlauf auf dem Kontinent, die Studienreisen an die angesehensten Universitäten, berücksichtigt die Benutzung einer gemeinsamen Sprache im wissenschaftlichen Schrifttum (zunächst Latein, später Französisch, heute zunehmend Englisch), die Rezeption führender literarischer Werke, den Austausch von Roman- oder Schauspielstoffen. Bei all diesen Kriterien begann Polen-Litauen im 17. Jahrhundert gegenüber dem Westen bedeutend an Boden zu verlieren. Man muß hierzu bemerken, daß man dort erst im 19.

Jahrhundert begann, sich für die schöne Literatur des Ostens zu interessieren, das heißt für alles, was hinter der Elbe lag (hauptsächlich übrigens für die russische Literatur). Obschon ein großer Teil des aufklärerischen Schrifttums (allen voran die Werke Ignacy Krasickis) beinahe fortwährend ins Deutsche übertragen wurde, endete damals eigentlich unsere Präsenz im westeuropäischen Sprachraum.

Trotzdem an der Seine die große polnische Literatur der Romantik erblühte, war deren Bedeutung für die französische Literatur doch einfach minimal und läßt sich nicht vergleichen mit dem Einfluß, den der russische Roman mit Dostojewski an der Spitze in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (und später) dort ausübte. Man muß an dieser Stelle an die ernüchternde Beobachtung Ksawery Pruszyńskis erinnern, der, als er 1940 über den spezifischen Charakter unserer Literatur nachsann, feststellte, daß zwar ein bedeutender Teil im Paris des 19. Jahrhunderts entstanden sei, sie sich dennoch aber erzpölnisch gebe •und sehr wenig universal: Pan Rej aus Nagłowice und Sieur Rabelais aus Chinon sind sich eher benachbart als Goszczyński und Musset, obwohl jene an entgegengesetzten Enden Europas gelebt haben, diese aber durch die Straßen ein und derselben Stadt gegangen sind. •

Die prinzipielle Frage, warum wir uns nicht mit Genien der Feder westlichen Formats rühmen können, bleibt also nach wie vor unbeantwortet. Zwar ist wohl richtig, daß zu deren Geburt der schon erwähnte Unterbau vonnöten ist, daß für das Werden großer Literatur große Städte mit ihren künstlerisch-literarischen Zentren förderlich sind. Wohl nicht zufällig nahm die Renaissance ihren Ursprung im stark urbanisierten Italien, die Aufklärung in den großen Städten Englands, Frankreichs und der Niederlande. Die amerikanische Literatur schließlich gewann, obwohl sie mit Nostalgie das Klima der kleinen Städtchen, die Heimat Tom Sawyers und Huckleberry Finns beschreibt, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gleichzeitig mit der Entwicklung großer städtischer Zentren an Bedeutung.

Wie jede Verallgemeinerung läßt sich aber auch diese Hypothese erschüttern, denn weder Montaigne noch Cervantes wohnten in großen Städten, vielmehr haben sie diese sogar gemieden. Man hat sich also wohl damit abzufinden, daß wir auf manche Fragen keine zufriedenstellenden Antworten geben können. Hierüber gab sich schon Tadeusz Boy-Żeleński Rechenschaft, als er über angestellte Vergleiche zwischen Montaigne und Rej konstatierte, daß man zeitweise den Eindruck gewänne, mit uns plaudere •der Nachbar des Herrn Mikołaj aus Nagłowice über jemanden, der

dank der Launen von Geographie und Klima unter seiner Schädeldecke mehr Grütze besitzt als dieser. Die Geographie, so schreibt Zbigniew Zielenka, ist jedoch nicht imstande, die Frage zu beantworten, warum sich an bestimmten Plätzen der Erdkugel mehr künstlerische Talente einstellen als anderswo. Solche begnadeten Orte waren im Zeitalter der Renaissance Florenz (und zwar nicht nur nach apenninischem Maßstab) wie ganz Italien. Sucht man eine andere Gegend mit ähnlichen Orten, so kann man auf die Ostregionen der alten Rzeczpospolita verweisen, von woher nicht nur Mickiewicz und Słowacki stammten, sondern auch einer der größten europäischen Schriftsteller, Józef Conrad-Korzeniowski. Liegt also alles nur am genius loci? Die Launen von Geographie und Klima jedoch wiederholen sich normalerweise nicht allzu häufig. Und so harrt seit dem 17. Jahrhundert Spanien eines neuen Cervantes, England eines Shakespeare ebenbürtigen Dramatikers, Frankreich eines zweiten Moliere. Die russische Literatur hat bislang keinen Schriftsteller hervorgebracht, der sich mit Dostojewski oder L. Tolstoi vergleichen ließe. Auch die vielbändige, doch unfertige Romanserie •Das rote Rad• (Krasnoje koljeso) •acht dicke Bücher! Solschenizyns, die dem Prolog der Oktoberrevolution (1914-17) gewidmet ist, reicht nicht an einen anderen, gleichfalls historischen Roman, nämlich •Krieg und Frieden• (Wojna i mir) heran. Da wir auf dem Gebiet der schönen Literatur nichts Ebenbürtiges finden, besinnen wir uns des altpolnischen Beitrages zur Frühaufklärung (Lehre der polnischen Brüder, der sogenannten Sozinianer) und Erneuerung adligen politischen Denkens mit seiner starken Akzentuierung der Freiheit des Individuums und der Überordnung des Rechts über den König. Dies mag uns Trost sein, doch sollte man nicht vorschnell verallgemeinern, denn die Genien der Feder schufen ihre Werke auch unter dem Zepter von Despoten wie Ludwig XIV. oder den russischen Zaren des vergangenen Jahrhunderts. Erst der Totalitarismus (vor allem in sowjetischer Ausprägung) schuf ein Klima, in dem außerordentlichen Talenten außer dem Tod im Lager nur der Selbstmord und die Flucht ins Schweigen blieben. Auf diesen grundsätzlichen Unterschied lenkte schon Jan Lechoń das Augenmerk: •Im Nachnovember [d.h. nach 1831] waren in Polen nur gewisse aufrührerische Themen verboten, aber es gab immerhin weder ein Verbot, polnisch zu fühlen, noch einen Befehl, anders als polnisch zu fühlen.

Alles, was bisher gesagt worden ist, macht eher den Eindruck einer Handvoll Fragen, auf die wir vielleicht im bevorstehenden Jahrhundert Antworten erhalten. Wir werden dabei weiter auf die große Uhr des zivilisatorischen Fortschritts schauen. Wir blicken ungeduldig • mit Furcht, die von Hoffnung begleitet werden sollte. Die Furcht rührt aus den Komplexen, welche die häufigen Teilungen Polens in der Geschichte in uns aufgebaut haben, das heißt aus einer nationalen Neurose. Die Hoffnung speist sich aus der Tatsache, daß wir uns endlich in demselben Europa befinden wie der Westen des Kontinents und daß er diesmal vielleicht tatsächlich vereint sein wird.

*

Anlaß des Treffens, auf dem dieser Vortrag gehalten wurde, ist die Verabschiedung des bisherigen Direktors des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Professor Rex Rexheuser. Im Laufe der Veranstaltung sind viele Worte der Anerkennung gefallen, verbunden mit Dankbarkeit und Bewunderung, gewürdigt wurde die Arbeit von Professor Rexheuser als Direktor dieses für das gegenseitige Verständnis und das bessere Kennenlernen so wichtigen wissenschaftlichen Instituts. Gestatten Sie mir, daß ich mich im Namen aller polnischer Kollegen und in meinem eigenen hohen Dankesworten, die hier vorgebracht worden sind, anschließe. Professor Rex Rexheuser hat sich nicht nur durch seine unermüdliche Arbeit in dem Amt, welches er bekleidete, unsere Anerkennung erworben, sondern auch durch die Freundlichkeit, die ihn stets auszeichnete, und das tiefe Verständnis für die nicht einfachen Probleme in den deutsch-polnischen Beziehungen. Mit besonderer Hochachtung muß man noch hervorheben, daß Professor Rexheuser im Laufe seines Warschauer Aufenthaltes gelernt hat, die polnische Sprache vortrefflich zu gebrauchen, ist dies doch nicht die Regel unter den Direktoren anderer ausländischer Institutionen, die es eher als Ziel ansehen, für die Zivilisation ihrer Länder an Weichsel, Warthe und Bug Reklame zu machen. Für dies alles danken wir Professor Rexheuser sehr herzlich. Wir würden uns freuen, Sie in Zukunft noch häufig in Polen begrüßen zu dürfen.

Übersetzung: Marc Löwener, Hans-Jürgen Bömelburg

